

Hoffen, daß auch ein altes Trauma besiegt ist

In den USA mischt sich in die Erleichterung über die Waffenruhe das Gefühl, aus dem Vietnamkrieg stammende Selbstzweifel überwunden zu haben

Von Josef Joffe

Boston, 3. März - Gelbe Schleifen, gelbe Bänder - und CNN: Ohne die seidenen und plastikversteiften Zeichen der Solidarität mit der Truppe, ohne das 24-Stunden-Bombardement aus dem Kabel des Nachrichtensenders hätte man kaum ahnen können, daß Amerika sich im Krieg befand. Selbst die Aufmärsche gegen den Einsatz am Golf, die größte Militäraktion seit 1945, blieben gedämpft - so wie das dumpfe Adagio der Protesttrommeln vor dem Weißen Haus. Demonstranten für und wider den Krieg zollten diesmal einander geziemend Respekt - ganz anders als in Vietnamzeiten, als beide Seiten erst einmal ihre überlegene Moral zu demonstrieren versuchten. Ohnehin wurden die Straßen immer leerer, je deutlicher sich der glänzende und (für Amerika) fast blutlose Sieg abzeichnete.

Freilich: Auch im Sieg bleibt das Land sotto voce. Konfettiparaden auf dem New Yorker Broadway - derlei Freudentaumel fand ungetrübzt zum letztenmal 1945 statt. (1951 regnete es Konfetti für den Korea-Krieger Douglas MacArthur - verfrüht, denn hernach griffen die Chinesen ein, und der Krieg endete erst 1953 mit einem Patt.) Zwar will David Dinkins, der Bürgermeister, den heimkehrenden Soldaten eine Riesenparty anrichten - es soll dies die „Mutter aller Konfettiparaden“ sein, wie es in ironischer Anlehnung an den Metaphernschneider Saddam Hussein heißt. Aber es fehlt - noch - das Geld, etwa eine Million.

Die Nation ist nüchterner, reifer geworden - zumal da es nach Korea (ein Waffenstillstand mit 50 000 Toten) und Vietnam (eine Niederlage mit einem ebenso hohen Preis) wenig Anlaß zum Feiern gab. Und die Vietnamveteranen hat das Volk nach 1972 schlicht verdrängt, physisch wie psychisch. Ob Krieg oder Sieg - die ungeschriebene Parole lautete diesmal: *business as usual*. Dahinter mag sich mehr verbergen als der scheinbar offenkundige Grund: die Zehntausendkilometerdistanz zum Kriegsschauplatz, nur überbrückt durch sterile, sorgfältig zensierte TV-Bilder.

Der Erste Weltkrieg, als des Kaisers Soldaten jubelnd mit dem Gelübde „Weihnachten wieder zu Hause“ gen Frankreich zogen, hat ein Kapitel in den Annalen der Kriegsführung beendet: Es gibt, erst recht nach 1945, keine Siegesgewißheit mehr. Selbst der Triumph auf dem Schlachtfeld hat in zwei Weltkriegen hunderttausenden Amerikanern das Leben gekostet, deshalb war nach dem 2. August weder Chauvinismus noch Kriegslust zu spüren. Tatsächlich konnte Präsident Bush bis in den Januar hinein nicht sicher sein, ob die

Nation ihm in den Krieg folgen würde. Eine denkbar knappe Abstimmung im Kongreß, dazu schwer deutbare, weil ambivalente Meinungsumfragen - das signalisierte Zweifel nicht an der gerechten Sache (da war die Zustimmung hoch), sondern Beklemmung über die Kosten des Unternehmens „Wüstenschild“, das nach dem 17. Januar zum „Sturm“ anwachsen sollte.

Doch ist nichts erfolgreicher als der Erfolg. So war es denn menschlich, allzu menschlich, daß ein Friedensfreund wie der Senator John Kerry den Widerstand gegen einen Gewalteininsatz nicht nur aufgab, sondern schlichtweg vergaß. Leider aber nicht sein Schreibcomputer, der gleich zwei vorgestanzte Positionen auf der Festplatte speicherte. Auf den Brief eines Wählers aus Newton, einem Vorort Bostons, der ein Votum im Kongreß zugunsten einer Gewaltresolution angemahnt hatte, antwortete der Computer im Namen des Senators: Er, Kerry, sei für Sanktionen und gegen Krieg, weshalb er gegen den Präsidenten gestimmt habe. Datum: 22. Januar.

Am 31. Januar aber antwortete der Schreibcomputer ein zweitesmal auf denselben Brief. Und siehe da, der Bush-Kritiker war keiner mehr, war es nie gewesen. Also hieß es über seiner Unterschrift: „Vielen Dank, daß sie mich angeschrieben haben, um Ihre Unterstützung für die Politik von Präsident Bush auszudrücken.“ Und dann: „Seit Beginn der Invasion habe ich stets und unzweideutig hinter den Aktionen des Präsidenten gestanden...“

Freilich war auch die Stimmung des Wahlvolks nicht frei von Wankelmut. Zehn Tage vor Beginn der Bodenoffensive befürworteten sie nur elf Prozent aller Amerikaner. Doch schon einen Tag danach waren drei Viertel des Wahlvolkes dafür. Wahrscheinlich waren sie der verlogenen Manöver des Saddam Hussein überdrüssig; unbewußt aber mag ein ganz anderes Motiv den Ausschlag gegeben haben: die Erinnerung an Vietnam. Die Truppe fühlte sich seinerzeit im Stich gelassen - von einer Führung, die ihr die Hände band, von einem Volk, das ihr die Gefolgschaft versagte. Diese Fehler, so der ungeschriebene Konsens, durften nicht wiederholt werden; wenn schon Krieg, dann Sieg - und mit der ungebrochenen Solidarität der Heimat. „Ich bin sehr dankbar dafür“, notierte der Oberkommandierende Norman Schwarzkopf, „daß der Präsident unserem Militär und den Truppen der Koalition erlaubt hat, den Krieg genauso zu führen, wie er geführt werden mußte.“ Es half, daß Saddam nicht Ho Chi Minh war - weder als Stratege noch als Symbolfigur - und daß die Invasion Kuwaits auch unter größten Verrenkungen

nicht zum antikolonialistischen Befreiungskrieg stilisiert werden konnte.

Ein gerechter Krieg, kurz und siegreich: Das ist – knapp gebündelt – der Konsens, der den „Wüstensturm“ getragen hat. Der alte Seneca hat derlei schon vor 2000 Jahren verstanden: „Beim Krieg fragen die Menschen nicht nach dem Auslöser, sondern nach dem Ausgang.“ Und am Ausgang läßt sich zumindest im ersten Resümee wenig deuteln: ein glänzender Sieg nach 100 Stunden und mit weniger als 100 Toten bei einem Einsatz von mehr als einer halben Million Mann. Doch überwiegt trotz allem die Erleichterung, allenfalls der leise Stolz der Genugtuung, der nicht von schrillum Siegesgeheul übertönt wird.

Ein gutes Gefühl

Es sieht fast so aus, als habe Amerika in diesem Krieg nicht so sehr über Saddam Hussein als über sich selbst gesiegt – über quälende, verdrängte Selbstzweifel eines Landes, das in Vietnam seine erste bewußte Niederlage erleiden mußte. (Der Krieg von 1812–14, als die Briten Washington niederbrannten, ist allenfalls noch folkloristische Erinnerung.) So lautet denn die erste Reaktion, ob aus Präsidenten-, Feldherrn- oder Bürgermunde: „Endlich haben wir das Vietnamsyndrom nun hinter uns.“

Das Fazit des Militärexperten Michael Klare heißt: „Unsere Kriegsführung entsprang ebensowohl dem Vietnamsyndrom wie dem Charakter des Gegners. Diesmal sollte es kein Versinken im ‚Vietnamsumpf‘ geben, keine schrittweise Eskalation, kein Kampf mit hinter dem Rücken gebundenen Händen.“ Ein Hummerfischer aus Maine sagt es schlichter: „Diesmal hat der Krieg einen Sinn gehabt. Die Leute, die ich kenne, *feel real good.*“

Das „gute Gefühl“ hat sich längst an Personen festgemacht. Der oberste Nutznießer ist der Oberste Befehlshaber, Präsident Bush. Dessen „Zustimmungsquotient“, gemessen an der Traditionsfrage: „Wie beurteilen Sie das Verhalten des Präsidenten?“, erreichte vor dem Wochenende die phänomenale Marke von 87 Prozent, die höchste, seit Harry S. Truman das Ende des Zweiten Weltkrieges in Europa bekanntgeben konnte. Dann, am Samstag, legte das Wahlvolk noch einmal vier Prozentpunkte dazu: 91 Prozent, der höchste Sympathiegrad aller (Meinungsumfrage-)Zeiten.

Zweitsieger ist der Golf-Befehlshaber Norman Schwarzkopf, Enkel eines deutschen Einwanderers. Der Mann muß sich um seine Zukunft keine Sorgen mehr machen – er könnte, wenn er wollte, direkt aus der Wüste an die Spitze der größten Konzerne Amerikas fliegen. „Die Schwarzkopf-Aktie ist jetzt so hoch“, meldet Ron Walker, Chef einer Headhunter-Firma, „daß er jeden Preis nennen könnte.“ Auf der Vortragsbörse (derzeitiger Spitzenreiter: Expräsident Reagan mit 60 000 Dollar pro Rede) wird Schwarzkopf mit 30 000 Dollar pro öffentlichem Auftritt notiert, Tendenz steigend. Selbst als Filmstar wird der General – eine Mischung aus Curd Jürgens und

Gert Fröbe – schon gehandelt.

Weitere Sieger, ohne besondere Reihenfolge: die *Patriot*-Abwehrrakete, die fast alle *Scuds* vom Himmel über Israel und Saudi-Arabien holte; Colin Powell, der schwarze Stabschef; trotz seines unaussprechlichen Namens der britische Befehlshaber Sir Peter de la Billière; der einst bläblich wirkende Verteidigungsminister Cheney; die Saddam-Hussein-Metapher „Mutter aller Schlachten“. Die hat in endloser Abwandlung ihren Siegeszug durch die amerikanischen Medien angetreten. Besagte Schicksalsschlacht wurde in Cheneys Mund zur „Mutter aller Rückzüge“. Schwarzkopfs Pressekonferenz nach der Schlacht wurde von den Journalisten zur „Mutter aller Lageberichte“ erhoben. Und in der *Washington Post* lautete eine Schlagzeile: „Irak: Mutter der Metapher.“ Zu den Verlierern werden in der öffentlichen Meinung auch Japaner und Deutsche gezählt. Drei von zehn Amerikanern bekunden, sie hätten „Respekt vor den Japanern verloren“, und das gleiche sagen immerhin 16 Prozent von den Deutschen. In der Tat hat wurde Genschers Reise nach Washington („wo war seine berühmte Spürnase?“, fragte ein Harvard-Professor) in der Öffentlichkeit kaum wahrgenommen. Und als Bush von einem Reporter gefragt wurde, wie sich denn Deutsche und Japaner in der öffentlichen Meinung „rehabilitieren“ könnten, antwortete dieser kühl: „Indem sie die (finanziellen) Verpflichtungen erfüllen, die sie bereits eingegangen sind.“

p d g